

Artur Brehm

Artur Brehm kommt am 26. Dezember 1912 als Sohn des Binnenschiffers Karl und dessen Ehefrau Caroline, geb. Grob, in Mackenbach zur Welt. Gleich zu Beginn seines ereignisreichen Lebens wird er von harten Schicksalsschlägen getroffen: Seine Mutter ertrinkt während der Arbeit im Rhein, der Vater fällt 1915 im Ersten Weltkrieg. So ist der kleine Artur schon mit drei Jahren Vollwaise.



Da sind zum Glück seine Großeltern, Johannes (Jean) und Caroline Grob, die den Enkel aufnehmen und sich wie Eltern um ihn sorgen, obwohl sie selbst schon drei Söhne haben. Der Großvater ist ein erfolgreicher Mackenbacher Musikant und gibt dem neunjährigen Artur eines Tages eine Geige in die Hand und beschließt, dem Knaben von nun an Unterricht zu erteilen.

Als Artur 1926 aus der Volksschule entlassen wird, ist es an der Zeit, sich Gedanken über die berufliche Laufbahn zu machen. Ein Onkel ist Reeder in Duisburg und bietet dem Jungen an, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und in die Binnenschifffahrt einzusteigen. Doch dieser Beruf macht ihm keinen Spaß. Außerdem ist da immer noch die Erinnerung an den Tod seiner Mutter.

Da gefällt ihm der Gedanke Musikant zu werden wie sein Großvater und dessen Söhne schon viel besser, zumal er im Geigenspiel viel Talent zeigt und durch fleißiges Üben große Fortschritte gemacht hat.

Schon bald wird der Lerneifer Arturs belohnt, denn sein Onkel Alfred nimmt ihn im März 1927 mit auf die erste Musikantenreise. Dessen Bruder Arthur Grob leitet eine 20-Mann-Kapelle bei Zirkus Hagenbeck, die in diesem Jahr ein sechsmonatiges Engagement in Holland hat. So wird Artur mit vierzehneinhalb Jahren Zirkusmusiker.

Von dieser Reise erzählt er immer wieder gerne folgende lustige Begebenheiten:

Wir fahren als Zirkuskapelle mit dem Zug nach Roermond. Dabei waren wir mit zehn Musikern aus Mackenbach vertreten. Als wir bei Emmerich kaum über der Grenze waren, hielt der Zug und einer von uns, der Eugen, rief:

„Du Peerer, wie heißt dann die Station do?“

Der Angesprochene schaute zum Fenster hinaus, nahm das erstbeste Schild ins Visier und antwortete: „Uitgang!“

Die beiden konnten freilich nicht wissen, dass Peter auf Holländisch das Wort „Ausgang“ vorgelesen hatte. Schließlich waren sie zum ersten Male im fremden Land und kannten die Sprache noch nicht.

Im Zirkusdorf gab es für die Kapellen ein eigenes Küchenabteil, da sie sich immer selbst kochen mussten. Anders hätte sich die Reise ja nicht rentiert. Der Dienst war so eingeteilt, dass im Wechsel von zwei Tagen immer zwei andere von uns am Kochen waren. Die Musiker waren schon immer gute und an-

spruchsvolle Esser und jedes Team war bestrebt besser zu kochen als die Vorgänger. So war man gespannt, was die „Konkurrenz“ vorlegte und hoffte, dass sie einem die guten Ideen nicht vorwegnahm. Das Ganze wurde fast zu einem Wettkampf und mit Witzen, Sprüchen und Sticheleien noch hochgespielt.

Der Peter und der Eugen waren diesmal an der Reihe, zusammen für die Kollegen das Essen zu bereiten. Peter war der Koch, also der Chef, Eugen der „Schnuddel“, der einkaufen und die Nebenarbeiten erledigen musste. Während einer Orchesterprobe kam es zwischen dem Peter und seinem Nebenmann zu folgendem Dialog:

„Du, Peerer, was gäbt's dann moorje bei eich se esse?“

„Na, waate noore emol, ehr werre schunn staune!“

„Ach, mach doch die Sach noore net so spannend!“

„Ich kann eich saan, ehr werre die Finger lecke bis zum Elleboo, so werr ich eich ebbes in de Haawe zaubre!“

Na, da konnte man ja gespannt sein und hoffen, dass es was Gutes geben würde!

Beim Kaffeetrinken am nächsten Morgen, das wie im besten Hotel von acht Uhr bis halb zwölf ging, konnten die Ersten freilich noch nicht feststellen, was in der Küche vor sich ging. Diejenigen, die später dran waren, hatten da schon mehr Glück. Denn der Eugen kam schwer beladen vom Einkaufen und hatte ca. 12 - 15 Pfund Rindfleisch, Zwiebeln, Mehl und Gewürze, also die Zutaten zu einem guten Gulasch, was man allgemein bemerkte.

„Du, Peerer, do häsche aber net so viel Wind se mache brauche wee dem Gulasch. So was Besonneres is des jo aa wedder net!“

„Ja, aber es is jo net gleich ää Gulasch wie de anner. An mei'm, do känne ehr eich e Scheib dra abschneide!“

Zum Gulasch sollte es dann noch Mehlknödel geben - und das war das Verhängnis!

In der Küche waren unsere beiden, der Koch und sein „Schnuddel“, eifrig am Arbeiten, als sich folgendes Gespräch entwickelte:

„Du, Eugen, do hasche aber e gutes Mehl kaaf, des verschafft sich prima!“

„Ja, wäsche, Peerer, fer nix hammer dehäm net e Geschäft. Ich wääß, was ich kaafe.“

„Also, Eugen, do muss ich der Recht gebe. Mer merkt am Veschaffe, dass du was vestehscht.“

„Ich saans jo immer, uff mich kammer sich velasse!“

„Das wäß ich, Eugen.“

Der Peter hat also die Knödel gemacht und das Wasser stand schon auf dem Herd. Gegen halb zwölf kamen sie dann in den Topf, denn um zwölf sollte das Essen fertig sein. Unter normalen Umständen hätte das ja auch geklappt!

Der Gulasch roch ausgezeichnet und jeder, der sich pünktlich einfand, leckte schon die Lippen. Aber was war denn nur mit dem Peter los? Der ging ununter-

brochen um den Knödeltopf, rührte aufgeregt mit dem Kochlöffel drin herum und tuschelte mit dem Eugen. Doch dann musste er wohl mit der Sprache heraus, denn es waren schon fast alle hungrigen Musiker da und warteten auf die Mahlzeit.

„Ehr Männer, ich wäb net, wie das kommt, die Knödel werre immer härter!“

„Ei, Peerer, do loss uns doch mol gucke!“

Man kann sich lebhaft vorstellen, was jetzt los war, was jetzt für Sprüche geklopft wurden. Das Härteste war ja, dass einer sagte:

„Do hätte ehr aa glei e Koffer mit Wacke aus Rammelschbach mitbringe känne! Die fresse eich noch net emol die Elefante!“

Am schlimmsten traf es den armen Eugen. Der hatte nämlich, da er kein Holländisch verstand, Kartoffelmehl gekauft, und das, wo er doch so sehr mit seinen Fähigkeiten geprahlt hatte. So musste er sich noch einmal auf den Weg machen und Brot zum Gulasch kaufen. Die Knödel landeten auf dem Misthaufen.

Abends nach der Vorstellung, als die Kameraden in den Schlafwagen kamen, in dem Peter und Eugen schliefen, brach ein Gelächter aus, das man auf dem ganzen Zirkusplatz hören konnte. Die Sticheleien und die Uzerei von wegen „Gipsknödel! Geschäft zu Hause und Auskennen!“ wollten während der gesamten Reise kein Ende nehmen.

In einem Zirkuswagen waren acht Musikanten untergebracht. Vorne war Platz für die kleinen Koffer, einen Kleiderschrank und einen Tisch mit der Waschgelegenheit. Im hinteren Teil standen die Betten, unter denen wir die großen Koffer verstauten. Die Betten standen übereinander und konnten durch einen Vorhang, den wir angebracht hatten, unsichtbar gemacht werden. So sah unser Zuhause, in dem wir den größten Teil des Jahres verbrachten, recht hübsch aus und war sehr gemütlich, obwohl es eng zuging. Wir fühlten uns wohl und waren sehr zufrieden.

Da kam einer der Kameraden auf die Idee das Bett von Peter und Eugen noch etwas zu verschönern. Er holte die berühmten Knödel vom Misthaufen, zog sie mit einer Nadel auf eine Schnur auf und hängte sie als Girlanden an die Betten unserer „Meisterköche“. Damit wollte er sich vor allem an Eugen revanchieren. Der hatte sich nämlich einen Spaß daraus gemacht, jenen Kameraden, der nur noch wenige Haare und immer eine Not mit seiner Frisur hatte, nachzumachen, wie er vor dem Spiegel stand und mühsam die Haare legte und den Scheitel zog.

Beim Zirkus waren wir die Männer, die das Geld verdienten, und gleichzeitig auch unsere eigenen Hausfrauen, die, außer kochen, auch die Wäsche waschen mussten. Da wir keine Waschküche hatten, weichten wir abends nach der Vorstellung unsere Wäsche in einem Kübel ein, so dass sie am nächsten Tag gewaschen werden konnte. Genauso machten es eines Abends auch August und sein Sohn. Sie stellten den vollen Kübel unter ihren Schlafwagen und legten sich zur Ruhe. Nur einer schlief nicht - unser Eugen - dem die Fopperei wegen der Knödel so schnell nicht aus dem Kopf ging. Er hatte ein Unterhemd und eine Hose, die dringend gewaschen werden mussten. So schlich er auf leisen

Sohlen zu dem Kübel von Vater und Sohn und ließ Hemd und Hose klammheimlich darin verschwinden.

Morgens nach dem Kaffee gingen beide ans Waschen. Da stutzte der Sohn und sagte:

„Du, Babbe, des Hemd do is aber net unser.“

„Mei Bu, wie soll dann do e anner Hemd herkomme?“

„Ei Babbe, guck doch emol her! So e Hemd hammer doch net!“

„Wem soll's dann sonscht sinn? Mach jetzt weiter mit de Wäsch un loss mer mei Ruh!“

Doch die Ruhe währte nicht lange, da der Junge die Hose entdeckte:

„Was sinn dann das jetzt fer Hosse?“

Jetzt wurde auch der Vater unsicher, doch sein Verstand sagte ihm, dass da unmöglich ein anderes Wäschestück hineingelangt sein konnte und er drängte:

„Jetzt mach aber, dass mer die Wäsch uffhänge könne! Die Sonn scheint grad so schää.“

Schließlich hing die Wäsche auf der Leine, die man vom eigenen zum Nachbarwagen aufgespannt hatte, und man ging zum Mittagessen. Nicht lange danach war die Wäsche schon fast trocken, denn die Sonne und ein leichtes Lüftchen hatten gute Arbeit getan. Das bemerkte auch der Eugen, der den Trockenvorgang beim Vorbeischlendern heimlich inspizierte. Er ging in den Wagen, wo die Kameraden nach dem Essen noch etwas beisammen saßen, erzählten und ein paar Witze machten. Wie's halt so geht, wenn man Zeit hat und guter Laune ist.

Auf einmal erhob sich der Eugen und sagte:

„Alleweil gehn ich emol enaus, mei Wäsch abmache.“

Alle wurden still und schauten sich ratlos an, denn man wusste, dass der Eugen gar nicht gewaschen hatte. Der August und sein Sohn rannten zum Wagen hinaus und sahen, wie der Eugen pfeifend dabei war, die Hose von den Wäscheklammern zu befreien. Mit dem Hemd hatte er es schon getan. Das hing strahlend weiß über seiner Schulter. Der Vater fragte seinen Kollegen, wie der dazu käme, sich an ihre Wäsche heranzumachen. Ganz unschuldig antwortete der Angesprochene:

„Aber wieso dann, das sinn doch mei Hosse un is mei Hemd! Un, danke noch fer's Mitwäsche!“

Sich ins Fäustchen lachend schlenderte er zufrieden zu seinem Wagen und freute sich über die gelungene Revanche.

So waren die lieben Kameraden nun mal zueinander: immer zu einem Spaß aufgelegt und bereit die anderen hereinzulegen. Der eine oder andere, der nicht so viel Spaß verstand, ärgerte sich auch schon mal, doch war alles schnell wieder vergessen. Zum ernsthaften Streit kam es nie.

Auf dieser Reise verdiente Artur als Volontär monatlich 180 Mark, die Hälfte dessen, was seine älteren Kollegen bekamen, obwohl er dasselbe leisten muss-

te wie sie. Aber das war damals halt so. Durch das tägliche Proben und die vielen Auftritte hatte er in diesem Jahr viel dazugelernt, so dass ihm nach seiner Heimkehr im Herbst sein Großvater erklärte, dass er ihm nicht mehr viel Neues beibringen könne.

So schickte man ihn auf das Konservatorium in Kaiserslautern zu Konzertmeister Kraus. Dort vervollkommnete er sein Geigenspiel und studierte Harmonielehre. Doch das war ein teures Vergnügen, denn 45 Mark im Monat waren für damalige Verhältnisse sehr viel Geld. Aber die Großeltern wollten die Waisenrente, die Artur zustand, nicht für sich behalten und finanzierten damit die musikalische Ausbildung ihres Enkels. Und sie taten gut daran!

Als Hagenbeck im kommenden Jahr (1928) nach Südamerika zog, war Artur zur Zwangspause verurteilt, denn er war noch nicht acht-zehn Jahre alt, was die Voraussetzung für die Ausstellung eines Reisepasses war. Er nutzte die Zeit zu Hause, indem er fleißig für das Konservatorium übte. Nebenbei lernte er Tenorhorn, später noch Tuba, denn ein echter Mackenbacher musste auf der „Rutt“¹ auch ein Blasinstrument spielen können. Vielseitigkeit war gefragt. So konnte er später auch bei Umzügen des Zirkus' auf der Straße in der Blaskapelle mitspielen.

Im nächsten Jahr durfte Artur wieder mit Hagenbeck auf die Reise. Die Fahrt ging diesmal nach Schweden und Norwegen und dauerte bis zum 30. Dezember 1929.

Im kommenden Jahr hatte Onkel Artur einen Vertrag für vier Mann Streichmusik in der „Carlton Bar“, einem Kaffeehaus in Montevideo, Uruguay. Wir sollten in steirischer Tracht mit kurzen Lederhosen, Gamsbart, Kniestrümpfen und allem Drum und Dran auftreten. Unser Chef, der Besitzer der Bar, war ein heimatverbundener Österreicher und wollte es so. Vor der Abfahrt mussten noch Fotos von uns gemacht und die notwendigen Papiere beschafft werden. Das ging alles sehr hektisch zu.

Dann schrieb ich noch meiner Tante in Mandelsloh, dass ich vor der Abreise mit meinem Onkel bei ihr vorbeikommen wollte. Etwas Taschengeld von meiner liebsten Tante konnte ich ganz gut gebrauchen. Am nächsten Tag wurden wir in Bremerhaven eingeschifft. Der Abschied fiel schwer, aber schließlich ging es in die Welt!

Die große Fahrt begann gegen 20 Uhr. Die Schiffskapelle spielte „Muss i denn zum Städtele hinaus“ und das ganze Schiff war mit Lichtern betakelt, als wir in das Fahrwasser Richtung Kanal fuhren. Wir saßen im Unterhaltungsraum, tranken ein Bier, hörten der Kapelle zu, die zum Tanz aufspielte, und spürten ein bisschen Heimweh. Nach einer Stunde Fahrt fing das Schiff an zu schaukeln. Es wurde immer schlimmer, je näher wir dem Ärmelkanal kamen. Ich musste den Raum verlassen und mich in meiner Kabine hinlegen. Dort bin ich gleich eingeschlafen.

Wir hatten 16 Tage Schiffsreise auf der „Sierra Ventana“ vor uns. Es war ein schönes riesengroßes Schiff von 11.000 Tonnen, das zwischen Bremen und Buenos Aires verkehrte. Wir hatten zwei Außenkabinen mit Bullaugen für uns vier, in denen wir uns von Anfang an wohl fühlten. Es gab an Bord einen Spei-

¹ von frz. Route

sesaal, ein Café und einen Spielsaal, wie in einem Hotel. Im Speisesaal bekamen wir einen Vierertisch zugewiesen und gleich die Essenszeiten mitgeteilt. Das Schiff war wie eine kleine Stadt. Man konnte einkaufen und abends gab's Musik für alle Passagiere im Unterhaltungsraum.

In der ersten Nacht liefen wir zwei Häfen an und waren am Morgen in Cherbourg. Nach dem Frühstück erreichten wir den Atlantik. Es war Januar und die See entsprechend unruhig. Das wurde immer schlimmer, je näher wir Spanien kamen. Immer höher wurden die Wellenberge und immer tiefer die Wellentäler. Das Schiff schaukelte so, dass man von hinten das Vorschiff nicht sehen konnte. Auch mein Magen wurde immer unruhiger. Als wir aber nach La Coruña in Spanien kamen, hatte sich der Sturm gelegt. Dort stiegen noch etwa 50 Passagiere zu: Männer, Frauen und Kinder. Diese Leute wurden schon nach ein paar Stunden seekrank und hingen über der Reling um ihrem Essen nachzuschauen. In Vigo nahmen wir auch noch einmal Gäste mit und weiter ging es bis nach Lissabon. Das war der letzte Hafen auf dem europäischen Festland, den wir zu Gesicht bekamen.

In Madeira hielten wir uns einen ganzen Nachmittag lang auf. Da kamen Händler an Bord, die allerhand anzubieten hatten: Schmuck, Zigaretten-Etuis und dergleichen. Ich hatte gleich meinen Blick auf ein kleines Boot geworfen, das Bananen geladen hatte und nah an unser Schiff kam. Man konnte Bananen kaufen, aber nur als ganze Staude. Die kostete dann 1.50 Mark. Ich kaufte mir eine und zählte insgesamt 135 einzelne Bananen.

Weiter ging die Fahrt nach Gran Canaria, wo wir Brennstoff an Bord nahmen. Während dieses Aufenthalts konnten wir die JU, jenes neue zehnmotorige Flugzeug der Firma Junker, beim Tanken beobachten. Die Maschine war auch auf dem Weg nach Südamerika und machte auf Gran Canaria Zwischenstopp.

An diesem Nachmittag ging es weiter nach Rio de Janeiro, das wir nach zwei Tagen anliefen. Man hatte mir schon gesagt, dass das der schönste Hafen der Welt sei. Ich wurde tatsächlich nicht enttäuscht. Die Einfahrt in den Hafen zeigte schon die ganze Schönheit mit dem Zuckerhut und der riesigen Christusfigur. Die tropische Umgebung mit der flimmernden Hitze und den Pflanzen machte einen tiefen Eindruck auf mich. In unserer alpenländischen Tracht unternahmen wir einen vierstündigen Landgang in die Stadt.

Nachdem wir wieder an Bord waren, fuhren wir weiter nach Porto Alegre. Dies ist ein deutsches Auswanderergebiet, wo Tausende von Pfälzern und Schwaben lebten. Diese waren schon Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts ausgewandert. Die Pfälzer kamen aus der Gegend zwischen Landau und Germersheim, die Schwaben aus dem Gebiet zwischen Schwäbischer Alb und Donau. Die Auswanderer waren meistens Bauern und Handwerker. Sie hatten hier in Brasilien ein wunderbares und fruchtbares Land bekommen. Mit deutschem Fleiß errichteten sie eine ertragreiche Landwirtschaft und ein gesundes selbständiges Handwerkswesen. Das gute Klima bescherte den Bauern gute Ernten. Großer Fleiß und der Wille es zu etwas zu bringen bescherte den Auswanderern bald einen Wohlstand, auf den sie stolz sein konnten. So hatte ein Bauer namens Schmitt mit seiner Tochter angefangen, Kaffeesträucher anzupflanzen. Im Jahr 1930 hatten die Nachkommen bereits eine Million Kaffeebäume und waren große Händler mit Geschäftsverbindungen in der ganzen

Welt geworden. Der Name dieses deutschen Einwanderers war in Brasilien ein Begriff. Man könnte noch viele andere Beispiele aufzählen.

Als das Schiff im Hafen von Porto Alegre festgemacht hatte, durften wir an Land. Am Pier standen Kutschen, so wie heute die Taxis. Wir waren zu zweit und wollten uns in der Stadt umgucken. Da sprach uns ein Schwarzer an, der mit seiner Kutsche auf Fahrgäste wartete: „Na, Landsleute, wo wellet ihr denn na?“ Ein Neger und schwäbisches Platt! Als wir ihn daraufhin ansprachen, antwortete er, dass wir nach 30 Jahren in diesem Land auch so schwarz wären. Aber so lange wollten wir nun wirklich nicht bleiben!

Noch zwei Tage und wir liefen in unserem Zielhafen in Montevideo, der Hauptstadt Uruguays, ein. Die Stadt liegt an der Mündung des Rio de la Plata, der breitesten Flussmündung der Welt. Sie ist so breit, dass man das gegenüberliegende Ufer nicht sehen kann. Montevideo heißt übersetzt „Ich sehe den Berg“ und meint die Erhebung, die man bei der Einfahrt in den Hafen im Hintergrund sehen kann. Im Hafen gab es noch zwei große Cornedbeef-Fabriken. Der erste Eindruck von unserer zukünftigen Arbeitsstätte war sehr gut und wir hofften eine schöne Zeit vor uns zu haben.

Unser Wirt und Arbeitgeber, ein echter „steirischer Bua“, holte uns im Hafen ab. Er teilte uns mit, dass das Lokal, unser Arbeitsplatz, noch nicht ganz fertig sei und wir zunächst im Hotel wohnen sollten. Es würde noch ungefähr einen Monat bis zur Eröffnung dauern. Für unsere Unkosten kam er aber auf. Wir suchten uns ein anderes billigeres Quartier und sahen uns sehr gründlich die Stadt an. Sie war sehr schön und alles war mit Blumen und Fahnen geschmückt. Denn es wurde der 100. Geburtstag des Landes nach der Befreiung aus spanischer Kolonialherrschaft gefeiert.

Nach 14 Tagen aber ging unsere freie Zeit zu Ende. Wir mussten unseren Dienst in der Bar antreten. Unter dem Namen "MUNICH" (München) wurden wir als bestes Quartett der Welt angekündigt.

Wir hatten ein großes Repertoire, von der Klassik bis zur Unterhaltung. Doch es stellte sich heraus, dass das Lokal und unsere Musik nicht zusammenpassten. Das lag zum größten Teil daran, dass in der spanischen Welt die Frauen nicht ausgingen und der Wirt ein Lokal für freie Mädchen auch nicht wollte, da er so monatlich die Kapelle hätte wechseln müssen.

So spielten wir ein halbes Jahr bei ihm und trennten uns dann in gegenseitigem Einverständnis. Nun hieß es für uns: „Vogel friss oder stirb!“ Zum Glück hatten wir in der Bar viele Leute kennen gelernt. Das bleibt bei Musikanten nun mal nicht aus. So wurden wir immer wieder gefragt, ob wir bei Geburtstagen oder Hochzeiten spielen würden. Abends spielten wir auch in Wirtschaften, doch das brachte nicht viel ein, denn gute Plätze waren rar. Nur in einer Hafenkneipe hatten wir etwas mehr Glück, besonders dann, wenn amerikanische Schiffe im Hafen einliefen. Die Matrosen hauten hemmungslos ihre Heuer auf den Kopf, denn im Mutterland herrschte seinerzeit Alkoholverbot. Ich musste bei diesen Geschäften die Hauptarbeit leisten, denn als Jüngstem fiel mir neben dem Spielen die Aufgabe des Geldeinsammelns zu. Dabei hatte ich als Achtzehnjähriger überhaupt kein Mitspracherecht in der Kapelle.

Wenn wir abends das Geld nachzählten, wurde uns immer wieder bewusst, dass wir noch lange würden spielen müssen, um das Geld für die Heimfahrt zu-

sammenzuhaben. Da bot uns ein deutscher Kamerad, ein Trompeter von der Marinekapelle, seine Hilfe an. Er hatte viele Beziehungen und Verbindungen und konnte uns für Familienfeste vermitteln. So bekamen wir drei bis vier Geschäfte pro Woche. Da wir aus allen europäischen Ländern Musikstücke spielen konnten, waren wir bald bei allen europäischen Nationen bekannt. Wir spielten für Russen, Polen, Ungarn, Bulgaren, Spanier, Italiener, Griechen und Portugiesen, wurden immer bekannter und bekamen immer mehr Geschäfte.

Schließlich hatten wir genügend Geld zusammen, um an die Heimreise zu denken. Mein Onkel erkundigte sich nach einem Frachtschiff, das auch Passagiere mitnahm. Er fand einen belgischen 8.000-Tonner, der 100 Mark pro Mann verlangte. Für ein deutsches Passagierschiff hätten wir das Doppelte zahlen müssen. So gingen wir zu dritt an Bord, denn Fritz wollte schon von Anfang an in Südamerika bleiben. Beim Anblick des Schiffes wurde mir zuerst bange, da es viel kleiner war als unser Passagierdampfer auf der Herfahrt. Doch man überzeugte mich, dass es deshalb nicht gleich untergehen würde.

Als der Koch, ein 27 Jahre alter Österreicher, mich sah, sagte er gleich, ich sei der Richtige für ihn als Smutje und er fragte, ob ich kochen lernen wollte. Ich könnte ihm dann helfen. Bei ihm lernte ich die Wiener Küche kennen.

Wir waren neben der Besatzung nur 10 Passagiere, alles Männer, die als Rückwanderer oder Urlauber in die alte Heimat wollten. Zum Schlafen hatten wir keine Kabinen, sondern nur Kojen in einem einzigen Schlafraum, in dem man nachts sehr lautstark die Maschinen hörte. Es gab nur einen kleinen Speise- und Aufenthaltsraum und natürlich keine Bordkapelle, dafür aber ein Radio. Also kein Vergleich zur „Sierra Ventana“, dafür aber auch nicht so teuer. Doch wir hatten uns schon nach kurzer Zeit prima eingelebt und nichts mehr vermisst.

Der Koch hatte mich schnell angelernt und ich konnte ihm bald zur Hand gehen. Er brachte mir vieles bei, wovon ich heute noch profitieren kann. Ich hatte immer was zu tun. Zur Belohnung bekam ich jeden Tag eine Dose mit süßer Milch zum Naschen. Die Lebensmittel wurden in Kühlboxen gelagert. Frisches Obst und Gemüse kaufte man in den Häfen bei Händlern. Oft waren die Sachen schon vorher bestellt und wurden nur noch geliefert. Mit dem Zahlmeister stellte der Koch den Speisezettel für eine ganze Woche zusammen, so dass ich immer wusste, was vorzubereiten war.

Eine solche Schiffsreise ist sehr lehrreich und nicht zu vergleichen mit heute, wo man nur im Tempo durch die Welt rast. Ich konnte im Wasser die großen Meeresfische beobachten, vor allem die Haie. Fliegende Fische sprangen aus dem Wasser und landeten manchmal sogar an Bord. Wenn wir in Küstennähe fuhren, konnte ich mit dem Fernglas die Bäume mit den herrlichen Südfrüchten betrachten. So habe ich ganze Wälder mit Pampelmusen gesehen, die wild wachsen und von keinem Menschen abgeerntet werden. Es gab immer wieder Abwechslung im Wasser, in der Luft oder an Land. Das herrliche Wetter machte das alles noch schöner.

Im Hafen von Rio Grande hatten wir Zeit für einen Landgang. Von Männern an Bord hörte ich von Fleisch fressenden Pflanzen. Das muss man doch gesehen haben! Ich schloss mich den Landgängern an und konnte kaum glauben, was ich zu sehen bekam: Die Strauchpflanzen öffnen ihre Blüten, warten, bis sich

ein Insekt darauf setzt und machen dann blitzschnell den Kopf zu. Alles, was gefangen ist, ist verloren und wird verdaut. Wir haben diesem Schauspiel eine ganze Zeit lang zugesehen und gestaunt, was es doch für wunderbare Dinge auf der Welt gibt. Ich bin froh, dass ich immer so neugierig war und auf diese Weise vieles in mich aufgenommen habe.

Die nächste Station war Santos, wo wir 50.000 Sack Kaffee nach Hoboken (New York) mitnehmen mussten. Das verlängerte unsere Fahrt um ein paar Tage, aber das ging uns ja nichts an. Die Ladung wurde mit Förderbändern an Bord geschafft und dann von Stauern, so nennt man die Verladearbeiter, aufgesetzt. Die Säcke saßen dann so dicht, dass keine Maus mehr dazwischen passte. Das Verladen ging so schnell, dass wir nur noch staunen konnten. Schon am Nachmittag konnten wir weiter nach Bahia (Salvador), wo es die deutsche Firma „Dannemann“ gab, die Zigarren herstellte. Die Brasil-Zigarre ist ja in der ganzen Welt bekannt.

Am nächsten Tag kamen wir nach Recif (Pernambuco), wo ein großes Tabaklager war. Hier waren wir dem Äquator schon ganz nahe. Wir merkten das auch daran, dass es abends früher dunkel wurde. Auch hier gingen wir an Land um zu sehen, wie eine Stadt in der Nähe vom Äquator ist. Als wir zu unserem Schiff zurückkehrten, bekam ich einen Schlag auf die Stirn, so, als hätte mich einer mit dem Stock geschlagen. Wir stellten fest, dass es ein ca. fünf Zentimeter großer Hirschkäfer war.

Vorbei am Amazonasgebiet ging die Fahrt weiter Richtung Nordamerika. So kam ich durch das große Seegebiet vor den Westindischen Inseln, das durch den Golfstrom unser Wetter so sehr beeinflusst. Alle guten und schlechten Regengüsse kommen von hierher. Heute versteht man das alles viel besser, da sieht man die Wetterkarten. Hier habe ich auch zwei riesige Haifische gesehen. Die Biester könnten im Handumdrehen ein halbes Rind zerfleischen.

Jetzt kamen wir in den Hafen von New York. Die Freiheitsstatue an der Hafeneinfahrt und die Kulisse der Weltstadt im Hintergrund bieten ein imposantes Schauspiel. Da weiß man nicht, was man zuerst bestaunen soll.

Unser Kapitän musste den Weg finden, wo wir am Pier unseren Kaffee löschen konnten. Lange lagen wir hier nicht im Hafen, denn wir hatten noch etwa 6.000 km in östlicher Richtung vor uns. Doch die sollten auch noch zu schaffen sein. Unsere Gedanken eilten uns schon voraus, denn es war doch eine lange Zeit, die wir fort waren.

Mit jedem Tag kamen wir der Scheldemündung näher und endlich waren wir in Antwerpen, wo wir ausgebootet wurden.

Hier spielten wir noch einen Monat lang, um das Geld für die Zugfahrkarte zu verdienen. Dann konnten wir endlich mit der Eisenbahn die Heimreise antreten. Im Mai 1931 war ich wieder zu Hause bei meinen Großeltern.

Den Rest des Jahres und den Sommer 1932 verbringt Artur als Zirkusmusiker in Deutschland, über Winter treibt er sein Studium im Konservatorium voran.

Ein Brief von Zirkus Hagenbeck soll ihm das größte und schönste Abenteuer seines Lebens bescheren. Man fragt an, ob er zu einem Engagement nach Japan anlässlich der Weltausstellung in Tokio bereit sei. Natürlich gibt Artur umgehend positiven Bescheid.

Das große Abenteuer beginnt am 31. Januar. Mit einem Bollerwagen im Schlepp und meiner Oma an der Seite machte ich mich mit Karl Gottlieb Senior und Junior und Alex Hunsicker, die als Koch, Stallmeister und Tierwärter verpflichtet waren, auf den Weg nach Ramstein. Oben, an den „Behängte“, dort wo es hinunter zum Seewoog geht, verabschiedete ich mich von der Großmutter. Da ich noch etwas bei ihr verweilte, waren die Kameraden schon ein Stück vorausgegangen. Da sagte meine Oma:

„Auf, Bu, du veleersch de Anschluss!“

„Oma, lass mich noch emol mei Dorf betrachte!“, gab ich zur Antwort.

Doch dann musste ich mich losreißen und mich sputen um die anderen einzuholen.

Am Ramsteiner Bahnhof wurden zuerst die Bollerwagen entladen und dann abgestellt. Arbeiter aus der Fabrik „Süßdorf“ wollten sie nach Feierabend mit nach Hause nehmen. Nachdem das Gepäck verstaut war, stiegen wir ein und warteten auf die Abfahrt. Da hob auch schon der Schaffner die grüne Kelle, doch er ließ sie wieder sinken, denn eine junge Frau rannte auf ihn zu und rief:

„Moment, mei Schwiermutter kommt glei! Sie kann nimmi so schnell laafe!“

Der Zugführer wartete geduldig noch zwei Minuten, bis die alte Frau endlich da war. Damals war so was noch möglich! Mit dem Zug fuhren wir bis nach Hamburg, wo der gesamte Zirkus auf das schmucke Frachtschiff „Saarland“ verladen wurde. Am 2. Februar 1933 liefen wir aus. Da mussten wir das Stück „Muss i denn zum Städtele hinaus“ spielen, so wie es damals beim Auslaufen eines Schiffes üblich war.

Unser Kapellmeister und Organisator war diesmal mein anderer Onkel Alfred, da sein Bruder Arthur mit der Hagenbeck-Filiale nach Südamerika musste.

Es war sehr kalt und die Elbe führte Eis. Immer wieder krachte es, wenn die Eisschollen das Schiff ramnten.

Die Reise ging zunächst durch den Ärmelkanal in den Atlantik. Nachdem wir den Golf von Biscaya passiert hatten, bekamen wir so hohen Seegang, dass das Vorderschiff unter Wasser geriet und die Reling abgerissen wurde. In Höhe der portugiesischen Küste gaben wir unser erstes Konzert an Deck. Dann ging es weiter durch die Straße von Gibraltar in das Mittelmeer.

Eines Morgens, es muss so in der Nähe von Sizilien gewesen sein, hörte ich einen Sturm über das Schiff pfeifen. Ich ging nach oben und fragte einen Matrosen, was denn los sei. Er zeigte auf das Meer, wo einige Meilen vor uns eine Windhose ihr Unwesen trieb. Das ist ein plötzlich auftauchender Sturm, der sich wirbelnd im Kreise dreht und das Wasser mit sich hoch zieht, so als wolle es in den Himmel steigen. Der Sog der Windhose ist so stark, dass sie ein kleines Boot glatt mit sich reißen kann. Die letzten beiden Tage im Mittelmeer hatten wir schönes Wetter und es wurde immer wärmer. Kein Wunder, denn wir näherten uns der Nilmündung und Ägypten. An der Reling gab es ein Gedränge, weil jeder erleben wollte, wie es ist, wenn ein fremder Erdteil näher kommt.

Dann kamen wir zum Suezkanal. Diese 161 km lange und im Schnitt 120 m breite Wasserstraße ist ein wahres Meisterwerk der Technik. Sie war damals

über 60 Jahre lang in Betrieb. Da sie das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbindet, wird die Fahrt der Schiffe nach Asien um 10 bis 14 Tage kürzer. Am Anfang des Kanals liegt Port Said. Dort machten wir den ersten Stopp, weil wir Kohlen einbunkern mussten. Erstaunt sahen wir zu, wie der Brennstoff in Körben von Einheimischen an Bord getragen wurde. Es blieben uns ein paar Stunden Zeit um an Land zu gehen, wobei wir uns reichlich mit den guten Zigaretten eindeckten. Danach durchfuhren wir den Kanal und erreichten bei der Stadt Suez das Rote Meer. Hier musste ich an die Bibel denken, und zwar an die Geschichte, in der Moses sein Volk durch die sich teilenden Fluten des Meeres in die Freiheit geführt hat. Außerdem gibt es im Roten Meer eine Gruppe von Klippen, die man die „Jünger von Jesus“ nennt.

Die Fahrt ging weiter durch den Indischen Ozean, vorbei an Indien, durch die Straße von Malakka in das Südchinesische Meer, bis wir in Hongkong wieder anlegten. Hier hatten wir einen Tag lang Gelegenheit um an Land zu gehen und uns die Stadt anzuschauen, denn es mussten 280.000 Sack Dünger von unserem Schiff abgeladen werden. Das war übrigens außer dem Zirkus die einzige Fracht. Diese Ladung war für die Belastung und Stabilität des Schiffes von großer Bedeutung und wurde beim Einladen von Stauern fachmännisch verstaut, denn das Schiff wäre unweigerlich gekentert, wenn man die Säcke im Schiffsrumpf ungleichmäßig verteilt hätte oder wenn sie während der Fahrt verrutscht wären.

Unseren Landgang nutzten wir um uns von Rikschas in die Stadt fahren zu lassen. Dort schauten wir uns die Geschäfte an und gingen anschließend in ein Lokal. Sehr überrascht stellten wir fest, dass es fast nur europäische Speisen gab. So waren auch unsere älteren Kollegen zufrieden, die sich kulinarisch nicht von zu Hause trennen konnten und ein Kotelett oder einen Schweinebraten einer Portion Hummerschwänze oder einem Haifischsteak vorzogen.

Schließlich kamen wir an unser erstes Reiseziel: Yokohama. Die Fahrt dauerte 49 Tage und wir hatten 12.000 Meilen zurückgelegt. Die Zeit auf dem Schiff verbrachten wir mit Proben, Kartenspiel, Faulenzen und anderen angenehmen Dingen. Zu der gesamten Zirkusmannschaft bekamen wir freundschaftlichen Kontakt, was für unsere Arbeit nur von Vorteil sein konnte.

Tokio, Nagoya, Osaka, Nagasaki, das waren die Städte, in denen wir unser Zelt aufschlugen. Wir blieben immer zwei Monate lang an einem Platz. Die Vorstellungen waren um 19 Uhr beendet, da seinerzeit in Japan eine Veranstaltung mit mehr als tausend Menschen nicht länger dauern durfte. Das war eine reine Vorsichtsmaßnahme, denn man wollte verhindern, dass, falls während der Dunkelheit ein Taifun sein Unwesen trieb, bei einer Massenveranstaltung eine Panik ausbrach.

Dennoch wurde der Zirkus in der Stadt Hakata durch einen Taifun völlig zerstört. Dank entsprechender Vorwarnungen konnte man die Tiere rechtzeitig in Sicherheit bringen. Bis alles repariert war, fanden die Vorstellungen im Freien statt.

So hatten wir genügend Zeit uns abends in den Städten umzutun. Wir staunten über den technischen Fortschritt der Japaner: die riesigen Leuchtreklamen, den elektrischen Rasierapparat und Zigarettenanzünder in den Taxis, um nur einige Beispiele zu nennen. Natürlich besichtigten wir auch die Tempel und japani-

schen Gärten, gingen in Teehäuser und in Restaurants. In einem solchen konnte ich eines Abends wieder einmal feststellen, dass man in diesem Teil der Welt dem guten alten Europa weit voraus war: Die dreisprachige Speisekarte umfasste 480 Gerichte, die in der Küche auf unzähligen Öfen zubereitet wurden. Nachdem der Ober unsere Bestellung aufgenommen hatte, ging er nicht mit dem Zettel in die Küche, sondern eilte zu einem Tresen, an dem er eine Nummer in eine Maschine eintippte. In der Küche leuchtete dann über irgendeinem Herd ein Licht auf und einer aus der Kompanie der Köche legte los. In Windeseile hatten wir dann unser Essen.

Leider blieb unsere Bekanntschaft mit diesem schönen Land auf die Städte beschränkt. Da die jedoch alle sehr europäisch wirkten, bekamen wir von dem eigentlichen japanischen Leben nicht viel mit. Doch die japanischen Kulturstätten zeigten uns ab und zu wieder, dass wir uns in einer anderen Welt befanden.

Finanziell hat sich die Reise mehr als gelohnt. Umgerechnet verdiente ich mit meinen monatlichen 240 Mark soviel wie ein japanischer Minister. Gelegentlich spielten wir abends zusätzlich in Tanzlokalen, denn im Zirkus hatten wir ja früh Feierabend. Das brachte ein zusätzliches Taschengeld ein. Und da die Lebenshaltungskosten für unsere Verhältnisse äußerst gering waren - ein vollständiges, reichhaltiges Essen kostete etwa 55 Pfennige - und ich das Geld zusammenhielt, konnte ich schon bald 1.000 Mark nach Hause schicken. Das war damals ein Vermögen.

Nachdem unsere japanischen Geschäfte zu Ende waren, wurde der gesamte Zirkus im Hafen von Yokohama wieder aufs Schiff, es hieß „Duisburg“, verfrachtet. Noch heute muss ich an den herzlichen Abschied denken, den uns unsere japanischen Freunde bereiteten: In großer Zahl, erschienen sie am Pier und warfen nach alter Tradition lange bunte Abschiedsbänder aus Papier an Deck. Ein Ende der Papierschlange hielten sie an Land fest in ihren Händen, das andere Ende mussten wir an Bord ergreifen. Das war das Zeichen der Verbundenheit. Sobald das Schiff ablegte und sich vom Ufer entfernte, mussten die Bänder natürlich zerreißen. Das war das Zeichen für den Abschied und die Trennung. Schließlich warfen alle die zerrissenen Papierstreifen ins Meer als Zeichen dafür, dass die allerbesten Wünsche mit auf die Reise gehen sollten.

Bis September des Jahres blieben in Japan, dann reiste der Zirkus weiter nach Shanghai. Nach fünftägiger Fahrt kamen wir in der damaligen chinesischen Handelsmetropole, die zeitweise von den Japanern besetzt war, an. Bei meinen Erkundungsgängen durch die Stadt fiel mir besonders auf, dass die einzelnen Stadtviertel völlig von der jeweiligen Kultur ihrer Bewohner geprägt waren. So gab es z.B. ein deutsches und ein englisches Viertel, in denen ich landestypische Geschäfte und Lokale entdeckte. Im chinesischen Viertel deckte ich mich reichlich mit aus Elfenbein geschnitzten Andenken ein.

Nach zweimonatigem Gastspiel ging die Reise dann weiter nach Indien. In Kalkutta an der indischen Ostküste verließen wir das Schiff und blieben dort 27 Tage lang. Die nächste Station sollte Bombay an der Westküste sein. Um Kosten und Zeit zu sparen, entschloss sich die Direktion die Reise mit der Eisenbahn fortzusetzen, was also eine Zugfahrt quer durch den Subkontinent be-

deutete. Dieser Entschluss fand allgemeine Zustimmung, da wir uns vorstellten auf diese Weise Land und Leute besser kennen zu lernen.

Alle Menschen, die in Kalkutta mit den Zirkusleuten Bekanntschaft geschlossen hatten - es waren vor allem Engländer - kamen zum Bahnhof. Gespannt verfolgte man das Verladen der gesamten großen Zirkusstadt, was für die Leute ein besonderes Ereignis war.

Es herrschte großer Trubel, bis alle Tiere an ihren Plätzen waren: Löwen, Tiger und Affen in Käfigen, Elefanten, Pferde, Kamele und Zebras in Waggonen. Dann hatten wir auch noch viele Vögel und anderes Kleinvieh für die Tierschauen. So kamen wir auf etwa 100 Wagen, also zwei ganze Sonderzüge. Doch endlich war alles geschafft und es war Zeit zur Abfahrt und zum Abschied. Ich hatte in Kalkutta eine zwanzigjährige Engländerin kennen gelernt, die mit ihren Eltern zum Bahnhof kam um mir Lebewohl zu sagen. So war das halt nun mal in unserem Beruf: Immer wieder hieß es Abschied von einer Stadt und lieben Menschen zu nehmen. Doch immer wieder erwarteten uns neue Städte und neue Erlebnisse.

Zum Aufenthalt und Schlafen waren wir während der viertägigen Bahnreise in Pullmanwagen² untergebracht. Wir hatten uns, so gut es eben ging, für die lange Fahrt eingerichtet. Aus der Küche bekamen wir Kaffee. Sonst verpflegten wir uns aus Dosen, in denen man schon damals in Indien wegen der besseren Haltbarkeit bei der Hitze vieles aufhob. Trotzdem mussten wir auf einiges verzichten. So wie daheim war es nicht. Doch Heimweh stellte sich nicht ein, obwohl wir fast ein Jahr fort waren. Dazu war die Reise viel zu interessant und aufregend.

Wir sahen Urwald, Flüsse und Seen und erlebten eine ganz fremdartige Welt. Das größte und schlimmste Ereignis war ein Erdbeben. Der Zug hielt an und alle mussten aussteigen. Der Boden bebte und es war so, wie wenn man im Winter über Eis läuft, das nicht mehr hält. Jeden Moment konnte die Erde aufbrechen.

Alle standen da wie vom Blitz getroffen und waren schneeweiß im Gesicht. Die zwei- bis dreiminütige Stille kam uns vor wie eine Ewigkeit. So schnell, wie er begonnen hatte, war plötzlich der ganze Spuk vorbei und wir konnten wieder einsteigen. Als die Fahrt weiterging, waren wir zunächst noch alle ganz benommen und konnten gar nicht glauben, was wir erlebt hatten.

Doch auch das ging vorüber. Den Rest der Fahrt verbrachten wir unbeschwert und mit dem Bestaunen der tropischen Natur. Wir sahen ganze Affenherden, die ohne Scheu waren und sich vom Lärm der Eisenbahn überhaupt nicht beeindruckt ließen. Bei den Vögeln bewunderten wir das schöne Gefieder.

Wenn wir an irgendeiner Station Halt machten, kamen sofort Einheimische an den Zug um unseren ganzen Tross zu bestaunen und uns freundlich zu begrüßen.

² Als Pullmanwagen bezeichnet man die von der Pullman Palace Car Company in Pullman City bei Chicago hergestellten Eisenbahnwagen wie Schlaf-, Speise- und Luxuswagen.

Mit meinem Kollegen Willi Höhn, wir beide waren immer zusammen, wenn es galt Sehenswertes zu erkunden, machte ich während der Reise einen Abstecher nach Agra zu dem weltberühmten Tadsch Mahal, dem „Indischen Grabmahl“. Das ist ein Mausoleum, das der indische König Shajahan ab 1630 in 18jähriger Bauzeit für seine früh verstorbene Gemahlin errichten ließ.

Das Leben in den indischen Städten ist so ganz anders als bei uns. Fast der gesamte Tagesablauf der Inder spielt sich auf der Straße ab. Überall laufen einem die Zebus, die „heiligen Kühe“ über den Weg. Diese Rinder haben einen Fetthöcker auf dem Rücken und stellen eine besondere Rasse des indischen Hausrindes dar. Im Hinduismus, der Hauptreligion des Landes, gelten diese Tiere als Symbol der Fruchtbarkeit und werden als heilig angesehen. Deshalb darf sie niemand vertreiben, auch wenn sie dem Straßenverkehr im Wege stehen, oder ihnen sonst was antun. Übrigens sind dem frommen Hindu alle Tiere heilig, da er glaubt, dass der Mensch nach seinem Tode wieder geboren wird und seine Seele in ein anderes Wesen, also auch in ein Tier, wandert.

Es gab auf dieser herrlichen aufregenden Reise so viele Eindrücke, die wir gar nicht auf einmal verdauen konnten.

Die Hitze tagsüber machte uns allerdings sehr zu schaffen. Wir waren immer froh, wenn es dunkel wurde und etwas abkühlte. Auch die Moskitos waren eine Plage, gegen die man sich schützen musste. Aber das hatten wir mit der Zeit schon gelernt.

Schließlich kam der Zug in Bombay an, wo wir das nächste Gastspiel gaben. Von da ging die Reise wieder durch den Suezkanal bis nach Port Said in Ägypten. Hier lag das Schiff für zwei Tage vor Anker, da wir Kohlen bunkern mussten. Diese Zeit nutzte ich natürlich wieder für eine Expedition. Mit dem Bus und Willi Höhn fuhr ich in das 280 km entfernte Jerusalem um mich in der heiligen Stadt der Christen, Juden und Moslems umzusehen. Man kann sich gut vorstellen, dass diese lange Fahrt durch die Hitze im unklimatisierten Bus nicht das reine Vergnügen war. Doch das, was ich in Jerusalem alles sehen durfte und die Aussicht davon zu Hause zu erzählen, entschädigte mich für die Strapazen.

Zurück in Port Said, wurde der Zirkus wieder auf den Zug verladen und nach Kairo transportiert. In der ägyptischen Hauptstadt, der größten Stadt Afrikas, gastierten wir sechs Wochen lang. Ich ließ es mir auch hier nicht nehmen die Attraktion der Umgebung aufzusuchen: die Pyramiden. Diese gewaltigen Grabmale ägyptischer Pharaonen, die zu den sieben Weltwundern der Antike zählen, liegen von Kairo aus gesehen am jenseitigen Nilufer, acht Kilometer von der Stadt Gizeh entfernt und mitten im Wüstensand. Auch hier hieß es wieder für uns Westpfälzer Musikanten: staunen und schwitzen!

In Alexandria wurde uns eine besondere Ehre zuteil. Man lud uns mit folgendem Schreiben höchst offiziell ein:

„Deutsches Konsulat Alexandrien

Der deutsche Konsul gibt sich die Ehre, Sie und Ihre Angehörigen zur gemeinschaftlichen Begehung des deutschen Nationalfeiertages zu einem am Dienstag, den am 1. Mai, abends um 9 Uhr, in Bulkeley-Rouchdy Pacha, Rue Str. No. 3, stattfindenden Empfang ergebenst einzuladen.

Straßenanzug“

Von Ägypten aus durchquerten wir das Mittelmeer um in Spanien noch ein einziges Mal Station zu machen. Das Zirkuszelt wurde zuerst in Barcelona und dann zum allerletzten Mal in Castellón de la Plana aufgebaut. Nach der letzten Vorstellung und nachdem alles abgebaut war, setzten wir uns hier noch einmal in den Zug. Während der Zirkus mit dem Schiff den Hamburger Hafen ansteuerte, hieß unser Ziel: Landstuhl in der Pfalz, wo wir nach mehrmaligem Umsteigen im November 1934 auch gesund und munter ankamen.

Doch nach Mackenbach kamen wir erst über einen Umweg, denn in Miesenbach war Viehmarkt. Dorthin lud ich meine Kollegen mit ihren Familien ein um die glückliche Rückkehr von dieser, meiner weitesten und längsten Reise zu feiern.

Die Jahre 1935 - 1937 sind wieder der Zirkusmusik gewidmet. 1936 geht es, wie vor sieben Jahren, wieder nach Schweden. An Heiligabend desselben Jahres macht sich Artur ein besonderes Weihnachtsgeschenk:

Er heiratet die Mackenbacherin Erna Klein.

Der junge Ehemann geht 1937 erneut auf eine Musikreise. Diesmal ist der Süden wieder dran, nämlich Italien. Der Arbeitgeber ist Zirkus Busch.

Dann kommt das Weihnachtsfest 1937 mit seinem 25. Geburtstag am zweiten Weihnachtsfeiertag. Er erlebt, wie schön es ist, das Fest zu Hause mit der Frau zu verbringen und er sehnt sich danach ein Familienleben zu führen, das nicht immer wieder durch die Abwesenheit des Mannes unterbrochen wird. So entschließt er sich das Reisen aufzugeben und sich nach einem anderen Beruf umzusehen.

Er findet auch sofort eine Stelle bei der Deutschen Reichsbahn auf dem Einsiedlerhof. Als Stellwerksmeister hat er nun wieder mit der Eisenbahn zu tun, mit jener Einrichtung, die ihm als Musikant so viel von der Welt zeigte. Wie oft mögen seine Gedanken und Erinnerungen einer Dampflok, der er gerade die Weichen gestellt hat, folgen, wenn sie in der Ferne verschwand?

In den Jahren 1939 und 1949 bekommt die junge Familie Zuwachs durch die Geburt der beiden Söhne Willi und Fred.

Doch auch die Musik genält noch ihren Platz in Arturs Leben. In einer kleinen Kapelle geigt er zum Kerwetanz in Mackenbach und Umgebung. Man spielt manchmal 10 Stunden lang Schlager und zeitgenössische Tanzmusik - und das meist ohne Noten!

In der Bayernkapelle Schmitt bläst er bis zum Anfang der 70er Jahre die Tuba. Besonders gefragt ist die Kapelle bei verschiedenen Anlässen auf dem Flugplatz Ramstein, wo die Musikanten mit ihren Trachtenuniformen und ihrer Blasmusik den Geschmack der Amerikaner hervorragend treffen. Auch der Dürkheimer Wurstmarkt ist für die Kapelle ein beliebtes und einträgliches Betätigungsfeld.

Als Musiklehrer für tiefe Blechblasinstrumente gibt er sein Können an junge Menschen weiter. Auch Enkel Michael, Trompeter im Musikverein, kann während seiner Ausbildung und beim Üben viel von der Erfahrung des musikalischen Großvaters profitieren.

Er selbst verlegt sich jetzt lieber auf's Singen und wird aktives Mitglied im Mackenbacher Männergesangsverein.

Doch auch auf anderen Gebieten wird Artur zum Meister: Er kauft sich ein Grundstück in der Umgebung von Mackenbach, wo er sich in seiner Freizeit und besonders seit seiner Pensionierung der Bienenzucht und Gärtnerei widmet. Hier hat er oft Gäste, denen er seine im Zirkus und auf dem Schiff erworbenen Koch- und Backkünste am selbst gebauten Backofen demonstriert. Besonders hat es ihm die elsässische Küche angetan.

Von den vielen Ländern, die er bereist hat, bleibt sein Herz an Spanien hängen. In zahllosen Urlaubsreisen hat er dieses schöne Land gründlich kennen gelernt. Und immer wieder gerät er ins Schwärmen, wenn im Gespräch die Rede auf Spanien kommt.

So ausgefüllt wie sein Berufsleben verbringt er auch seinen Lebensabend, bis er am 7. Februar 2000 als einer der letzten Mackenbacher Wandermusikanten aus dieser Welt scheiden muss. Unter den Klängen einer Blaskapelle findet er auf dem Friedhof in seinem geliebten Mackenbach seine letzte Ruhestätte.